

Zeitschrift:	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band:	16 (1926)
Heft:	14
Artikel:	Künstlerische Konfirmationsscheine
Autor:	H.B.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-636837

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

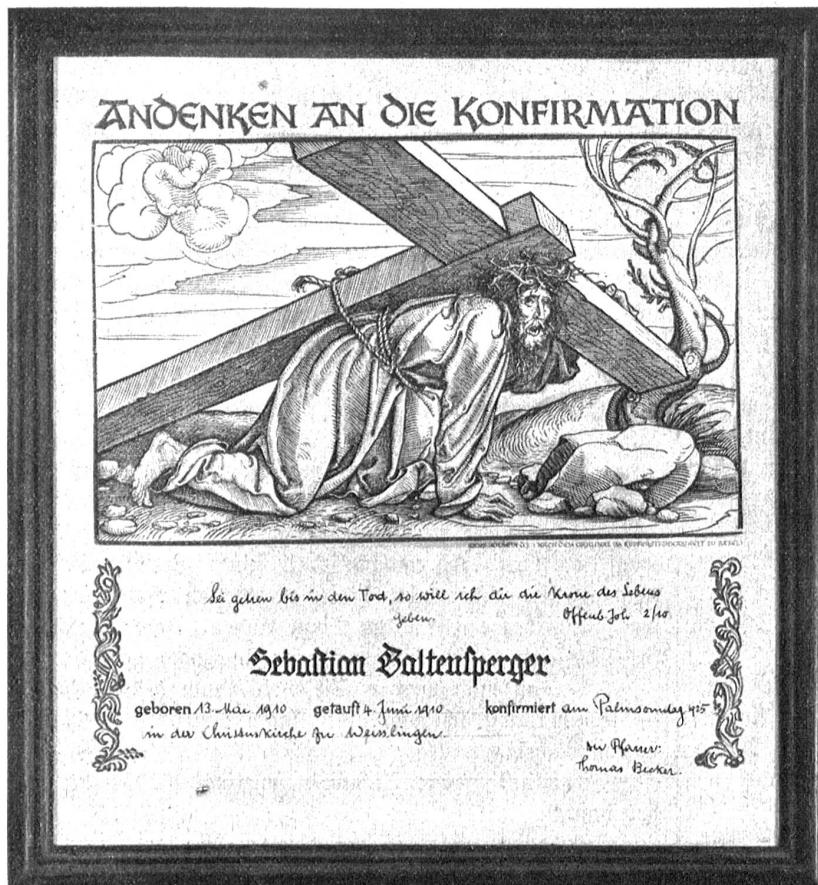
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Konfirmationschein: „Christus als Kreuzträger“, nach Holzschnitt von Hans Holbein.
Schrift von Albert Ruegg, Zürich, Lithographie.

Künstlerische Konfirmationscheine.

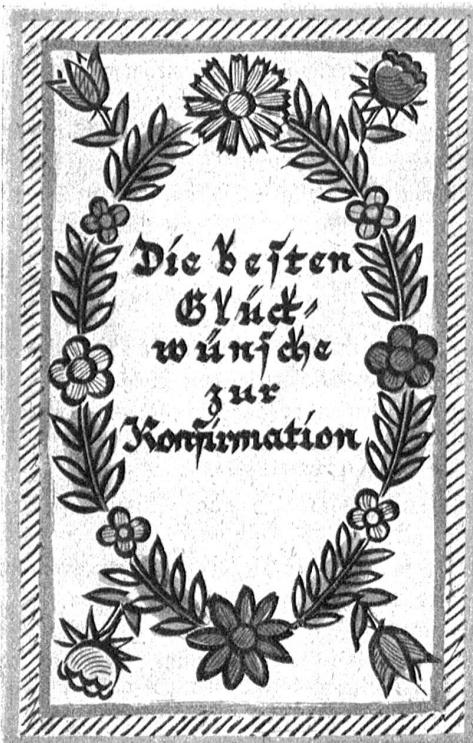
Für die meisten Menschen protestantischer Konfession bildet die Konfirmation ein Erlebnis eindrucksvoller Art; denn sie ist für die jungen Leute die feierliche Bestätigung des lange gehgten Wunsches, erwachsen zu sein und ernst genommen zu werden, eigene Verantwortung und eigenen Willen haben zu dürfen. Sie erscheint den meisten als das geöffnete Burgtor, aus dem der Ritter ohne Furcht und Tadel hinausreitet in die frühlingsgrüne Welt, um Gelegenheit zu Abenteuern und Taten zu suchen.

Sicherlich bleibt dieses Erlebnis in den allermeisten Fällen eine poetische Episode ohne nachhaltige und entscheidende Wirkung für das spätere Leben. Denn mächtig stürmen nun auf den Jüngling und die Jungfrau die Eindrücke des Lebens herein. Zunächst die des beruflichen Alltags, die mit ihren strengen Anforderungen an Körper, Intellekt und Charakter wenig Wehnlichkeit haben mit den Vorstellungen von Freiheit und Jugend, mit denen die Schulentwachsenen das Lebenstor durchschritten haben. Die Lehrzeit nimmt im Gegenteil die jungen Menschen noch strenger in die Pflichtzange, als die Schule es getan. Bleibt noch das Vereins- und Jungburschenleben, um sich schadlos zu halten. Nur ein ganz kurzes Weilchen hält der treue Unterweiser seine jungen Freunde nach der Konfirmation noch zusammen. Dann entgleiten sie ihm, dann vergessen sie ihn und seine guten Lehren; das Leben mit seinen Lodungen und Versuchungen ist mächtiger als er. Ihm, der sie bewegten Herzens hat ziehen lassen, bleibt vielfach bloß die Erinnerung an leuchtende Augen und helle Gesichter, aus denen er einst die Bestätigung gelesen, daß die Saaten, die er gestreut, Frucht tragen werden; aber sehr oft auch die Erinnerung an irrlichternde Augen, an unschöne Wesenszüge in jungen Gesichtern, die ihn mutlos werden ließen.

Gewiß, nicht alle guten Worte des Unterweisers waren in den Wind gesprochen. Auf dem tiefsten Seelengrunde gruben sie eine Spur. Sie stehen eingegraben auf der gleichen Tafel des Gewissens, da schon die Eltern und Voreltern und die ganze Menschengemeinschaft ihre Erkenntnis von Gut und Böse hineingeschrieben haben. Und mit diesen alten und uralten Runen wirken sie aus der Tiefe heraus ins moralische Bewußtsein des jungen Menschen. Gewiß nicht immer stark genug, um die Stimmen der Versuchung zu überlönen, aber vielleicht doch stark genug, um im entscheidenden Momente den Fuß zurückzuweisen vom Fehlsprung, hinunter in den Abrund.

Der Konfirmationschein, den die meisten Pfarrer ihren Unterweisungskindern zum Abschied mit auf den Weg geben, will das sichtbare Zeichen dieses geistigen Verbundenseins des protestantischen Menschen mit dem Unterweiser seiner Jugend sein. Wohl der Familie, in der ehrfürchtige Gesinnung den elterlichen und vielleicht großelterlichen Konfirmations-sprüchen pietätvoll ein Plätzchen in der Familientreue oder an der Wand der Wohnstube eingeräumt hat!

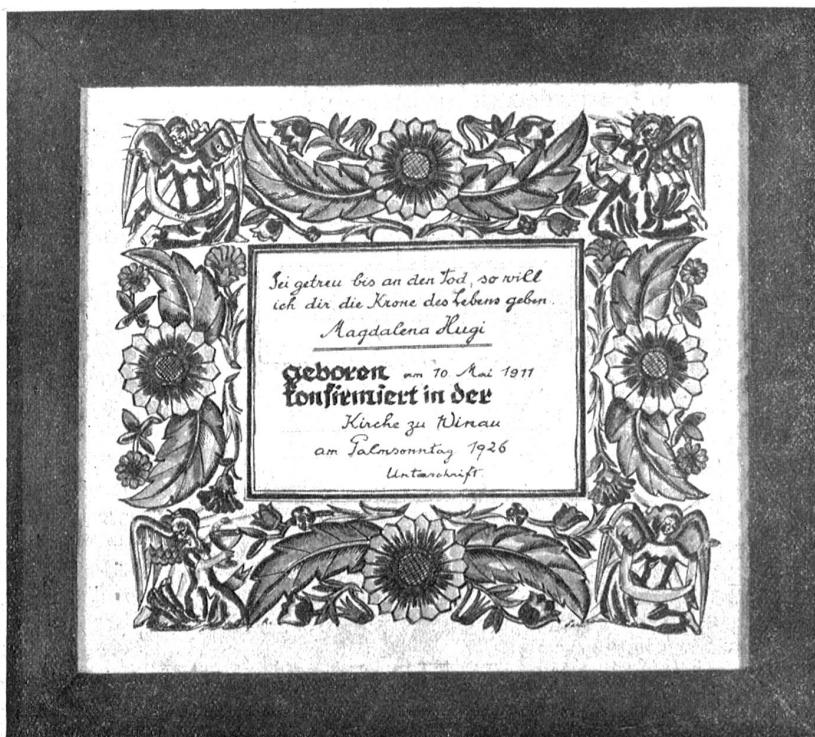
Die neuzeitlichen Bestrebungen, der Kunst auch in der protestantischen Kirche wieder Heimatrecht zu geben, ist auch den Konfirmations-sprüchen zugute gekommen. Die seit bald 20 Jahren bestehende Kommission für Verbreitung guter religiöser Bilder hat durch ihre Bemühungen der protestantischen Kirche bereits eine ganze Anzahl hervorragend guter Konfirmationscheine verschafft. Der von E. Burnand (1911) hat auch einen durchschlagenden Erfolg gehabt; er ist in über 183,000 Exemplaren verbreitet. Mit andern Entwürfen ist die Kommission weniger glücklich gewesen.



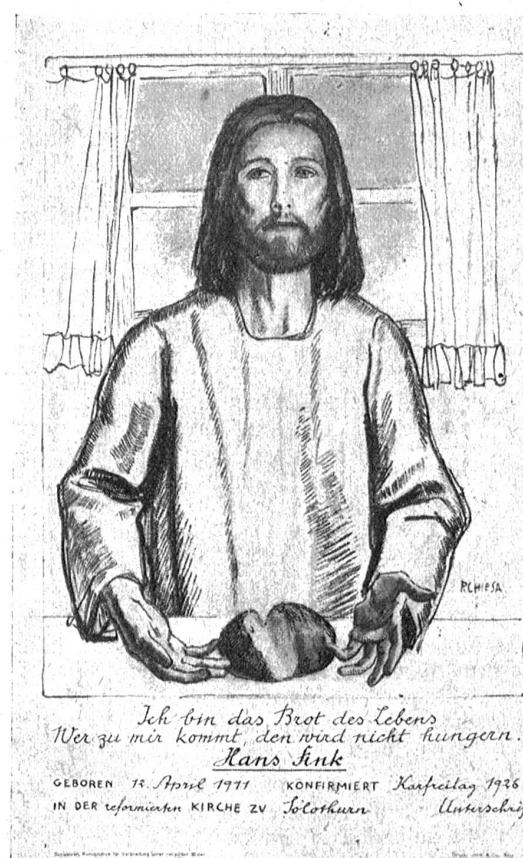
Konfirmationskarte (Holzschnitt) von E. Jordi, Belp.

Unsere Abbildungen*) betreffen neuere Blätter: Auf 1925 erschien der schöne, leider im Format etwas zu groß geratene „Kreuzträger“, nach dem Holzschnitt von Hans Holbein komponiert und von Albert Rüegg in Zürich mit ansprechender Schrift versehen. Das Thema dieses Blattes, so künstlerisch wertvoll die Ausführung auch geraten ist, erscheint für den Zweck eines Konfirmationspruches als zu ernst und zu niederdrückend. Wir begreifen es, daß dieser Schein nicht gerade freudige Aufnahme gefunden hat. Es ist sicher keine leichte Aufgabe, ein Thema zu finden, das dem Ernst des Anlasses und den freudigen Erwartungen der Jugend gerecht wird. Der diesjährige dürfte diesen Anforderungen etwas besser entsprechen, wiewohl auch er nicht auf den ersten Blick zum Auge und zum Gemüte spricht. Die Christusgestalt ist verinnerlicht und vertieft erfaßt, und die Gestalt ergreifend schlicht und überzeugend: Ich bin das Brot des Lebens. Aber das Fehlen jedes dekorativen Beiwerkes und jeder Umröhrung befremdet und hinterläßt den Eindruck protestantisch betonter Innerlichkeit, die dem Auge bewußt nicht gerecht werden will. Und doch ist es ein Katholik, der Tessiner Maler Francesco Chiesa, der den Entwurf zu diesem Blatte geliefert hat. Jedenfalls wird dieser Konfirmationschein an Eindruck gewinnen, wenn er gerahmt und unter Glas gesetzt sein wird.

*) Die Kästchen dazu entnehmen wir dem neuesten Heft des „Heimatblattes“, das dem Thema „Protestantische Volkskunst“ gewidmet ist. Verfasser des Textes ist Pfarrer W. Kuhn in Winau, Präsident der Bilderkommission.



Entwurf des Konfirmationscheins für 1927 von Robert Schär, Steffisburg.
Sarbiger Holzschnitt.



Konfirmationschein von P. Chiesa, Lugano. Offsetdruck in 8 Sarben.

Nur dekorativ gedacht und nur spärlich mit einigen sinnbildlichen Hinweisen auf den Anlaß versehen, ist der Entwurf für 1927 von Robert Schär, Steffisburg. Die Farben dürften hier für den künstlerischen Eindruck ausschlaggebend sein. Der Entwurf entspricht in seiner künstlerischen Art dem Konfirmationschein, den seinerzeit Eugen Jordi, Belp, gezeichnet hat. Ein schönes Schriftbild ist hier mit einem schlichten, schönsarbigen Blumenkränzchen umrahmt; darum ist noch ein Quadrat von zwei schwarzen und einer gelben Linie gezogen. Jordi ahmte glücklich alte Volkskunst nach; aber leider entbehrt heute unser Volk fast auf der ganzen Linie jenes für frühere Jahrhunderte noch geltenden guten Geschmades und Kunstsinnens, und auch dieses schlichte, aber schöne Blatt hat nicht die verdiente Würdigung gefunden.

Wie schlimm es mit dem Kunstgeschmack des großen Publikums noch bestellt ist, beweisen die naturalistisch leichten Glückwunschkarten zur Konfirmation mit den geschniegelten und gebügelten Junglingen und den blau und rosa überhauchten Jungfräuleins. Und solche Karten werden alljährlich zu Tausenden fabriziert und gekauft und verschickt und rührselig gesammelt und ins Erinnerungsalbum gestellt. Die Kommission für Verbreitung guter religiöser Bilder hat auch hier fördernd eingegriffen, und bereits kann man neben diesem Schund auch gute Glückwunschkarten finden, leider noch nicht in allen Läden. Ernst Kreidolf, der Schöpfer so vieler vortrefflicher Bilder tiefreligiösen Gehaltes, hat eine Konfirmations-Glückwunschkarte mit Blumen und einer Mädchengestalt gezeichnet, die geeignet sein dürfte, schlechte Ware vom Kartenmarkt zu verdrängen und den Geschmack unseres Volkes zu veredeln. Ferner bringt die kirchliche Bilderkommission farbige Karten nach H. Asper (Zwingli), Dürer (Abendmahl), Holbein, von E. Jordi (s. Abb. S. 212), E. Keller, G. Lüscher, Martha Rigggenbach, E. G. Rüegg, R. Schär und A. Tieche zur Herausgabe, und weitere Karten sind in Vorbereitung.

Die Bestrebungen der protestantischen Kirche, die Kunst zur Verinnerlichung und Vertiefung des religiösen Volkslebens herbeizuziehen, sind überaus begrüßenswert. Auf der ganzen Linie sehen wir die guten Kräfte am Werke: beim

Kirchenbau, bei der Friedhofskunst und in der Graphik für Gedenktage: Taufe, Konfirmation, Trauung oder Todestag. Das große Publikum muß aber diesen Bestrebungen mit Vertrauen und Aufmerksamkeit entgegenkommen, wenn sie das gewünschte Ziel: Bedeutung und Förderung des Sinnes für gute Kunst in unserem Volke erreichen sollen. Unseren Lesern seien die Kunstblätter und Karten der kirchlichen Bilderkommission zur Beachtung und Weiterempfehlung warm ans Herz gelegt.

H. B.

Auch ein Weg nach Emmaus.

Eine Östererzählung von J. G. Birnstiel.

Der alte Peter M. hatte nach geduldig getragenem Leiden das Zeitliche gesegnet. Die endgültige Verteilung des Nachlasses war aber nach der Beerdigung noch auf Monate hinausgeschoben worden, weil der einzige Sohn Konrad grad in der Zeit, da es im Sterbekämmerlein des Vaters still geworden, auf Reisen war und nach seiner Gewohnheit nichts von sich hatte hören lassen. Konrads beide Schwestern — nämlich die, die mit rührender Treue den krebskranken Vater verpflegt hatte und jetzt allein im Sterbehause wohnte, und die andere, die mit ihrem Manne in einiger Entfernung, aber im gleichen Dorfe weilte — taten überhaupt nicht eilig in der Sache, im Gegensatz zu vielen Erben, die, wo es ans Teilen geht, ein möglichst rasches Tempo lieben. Es lag, wie sich die Leute in die Ohren räumten, ein störendes Etwas zwischen ihnen, und sie verkehrten nicht mehr als eben nötig.

Nun war, hart vor Karfreitag, der Bruder in der alten Heimat angekommen, und seine Anwesenheit wurde den nach Verstand und Gemüt sehr ungleichen Geschwistern zum heilsamen Zwang, zu gemeinsamen Vorkehrungen und Beratungen unterm Dach des Vaterhauses sich täglich zusammen zu finden.

Anfänglich schien es, als gälte es da, rein praktische Dinge, ohne Beziehung des Gemütes, zu erledigen. Der Bruder war sich's so gewöhnt. Er gehörte zu den Geschäftlichen, die Gefühlsäuerungen für Luxus halten und nach Kräften unterdrücken. Überdies war er ja auch dem Haus und den Schwestern fast ein wenig fremd geworden. Diese aber nahmen sich bei dem Verteilungsgeschäfte erst recht zusammen, da keine in den Augen der anderen und in denen des Bruders schwach erscheinen wollte.

So mieden sie halt die Herztöne und das ausdrückliche Reden vom heimgegangenen Vater. O unheilige Einfalt! Als ob nicht dafür er selber mit umso größerem Ernst das Wort ergreifen und zu den Herzen reden könnte. Ja wohl — er tat es!

Was ging da nicht alles durch die sichtenden und ordnenden Hände der Geschwister: Jetzt ein Stück Gewand, das der Verbliebene in guten Jahren getragen hatte und das vom unermüdlichen Schaffen eines Mannes erzählte, der nach der Gattin fruhem Tod ein gefährdetes Familienschiff allein über Wasser gehalten hatte. Jetzt ein Werkzeug, das er im Schweiß des Angesichts in Garten und Feld gebraucht. Dann ein Buch, über dem er jeweils am Sonntag in Andacht gesessen. Nun seine kostbare Uhr, ein Erbstück vom Großvater her, und das einzige Schmuckzeug, das mit mattem Goldglanz vom Sonnenschein verrauschter Sonn- und Festtage zu plaudern wußte. Endlich — nach der Menge hier nicht aufzuzählender Sachen — ein paar Reliquien vom langen Krankenlager, gleichsam die Nägel vom Kreuz, das er seinem Erlöser unter furchtbaren Qualen unheilbaren Krankseins, das einmal mit Geduld, ein ander- mal in schwerer Glaubensnot nachgetragen.

Und nicht diese Dinge allein, auch die Hobelbank im Erdgeschoß, der Stuhl am Ofen, der Schrank in der Stube, der Tisch mit seinem leergewordenen Platz, die Bilder an den Wänden, die Blumen auf dem Gestelle, sie alle, alle

stammelten „Vater“, und einige waren gesprächig zum Uebersprudeln und spannen aus Erinnerung heraus Geschichten, große und kleine, lustige zum Lachen und traurige zum Weinen. Und sie alle woben zusammen das Bild eines Mannes, der trotz gewisser scharfer Edeln und Ranten im Charakter, doch eine fast mütterliche Zartheit des Gemüts besessen und nicht selten auch in aller Stille den Weg zu freudtragenden Brüdern und Schwestern unter die Füße genommen hatte.

So redeten also die scheinbar toten Dinge. Ohne blödes oder sentimentales Geschwätz zu treiben, redeten sie mit des verstorbenen Vaters Stimme und Gedanken. Was Sohn und Töchter dabei fühlten, sagte zwar keins dem anderen, doch kam ein freundlicherer Ton in ihr Tun und Reden. Sie nahmen Rücksicht aufeinander und traten beim Gang durch Stube und Rämmern leiser auf, als könnten sie jemand in seiner Ruhe stören.

Eine Stunde vor dem gemeinsamen Mittagsmahl saß der Sohn an einem kleinen Pülpchen, darinnen gut verwahrt, zum Teil verschnürt und wohl geordnet, schriftliche Akten lagen. Unter anderem ein armselig mageres Bündelchen Briefe, einst aus der Fremde geschrieben von dem, der jetzt in den Papieren framte und nun sehr unliebsam daran erinnert wurde, wie verschlossen und arm an schenkender Liebe er doch gegenüber seinem Vater jahrelang gewesen. Endlich in einer Schublade oben an ein verschlossener Brief mit der Aufschrift: „An meine Kinder.“

Was doch die Handschrift eines lieben Toten tut! Sie sehen heißt soviel wie den Verstorbenen sehen. Es heißt seine Stimme hören und fühlbar seine Nähe spüren. Schriftzüge reden von Herzengügen. Aus Buchstaben und Zeilen, von lieber Hand dereinst geschrieben, steigt die Persönlichkeit heraus, und die sagt mit herzandrängender Stimme: „Zähbst du mich noch zu den Toten?“

Der Sohn hörte diese Stimme. Sie rief ihn an, aus den kraftvollen Strichen und Punkten, die ihm so oft in der Fremde den Vater hatten nahe bringen wollen, und die er doch nie so gut verstanden hatte, wie eben heute. Das alles ging ihm ans Gemüt und erinnerte ihn an eine unbeglichene, große Schuld gegenüber dem lieben Toten. Ein stilles Leid warf ihn innerlich um, ihn, den hartgewordenen Mann, der über alle Weichheit des Gemüts sich erhalten glaubte. Rasch tilgte er zwar die Spuren seiner Rührung. Diese selber aber tilgte er nicht. Sie ließ mit ihm durch die Stube, sie setzte sich mit ihm an den Tisch, an dem nun die drei Geschwister fast schweigend ihre Mahlzeit nahmen.

Wie sie denn so saßen, und auch nach der Stillung ihres Hungers nicht aufzustehen wagten, weil es war, als ob eine geheime Macht ihre Glieder banne und die Gedanken in einem Brennpunkt sammle, da breitete der Sohn den Brief des Vaters aus und begann ihn vorzulesen. Was er enthielt? Anleitung zur Lösung häuslicher Fragen, letztes Wünschen, dringliches Mahnen zu Geduld und Gottvertrauen. Das und noch anderes stand im Briefe. Alles schlicht und recht, ohne irgendeine Floskel oder schöne Redewendung, die auf Rührung zielte. Der Brief war ganz der Vater. Natürlich, einfach, bieder.

Während Konrad noch las, stahl sich ein Sonnenstrahl durchs Stubenfenster, ruhte verlärend auf einem lieben Gesicht zwischen Glas und Rahmen und gab dem, der im Bilde war, die Vollmacht, als Geist herabzusteigen und das Jesuwort in den Mund zu nehmen: „Es will Abend werden, doch ich bleibe bei euch alle Tage!“

Ob die Seinen es verstanden haben? Der Sohn räusperte sich mächtig, als müßte er sich was vom Halse schaffen und sagte mit halberstickter Stimme: „Ja, ja — wir hatten einen guten Vater!“ Die Schwestern schwiegen. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Wer weiß — vielleicht hörten sie